

# Himmel und Erde.



Illustrierte  
naturwissenschaftliche Monatsschrift.



Herausgegeben

von der

GESELLSCHAFT URANIA ZU BERLIN.

Redakteur: Dr. P. Schwahn.

XIX. Jahrgang.



12619

BERLIN.

Verlag von Hermann Paetel.

1907.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.  
Übersetzungsrecht vorbehalten.

# Himmel und Erde.

Illustrierte naturwissenschaftliche Monatschrift.





## Bilder aus den Abruzzen.

### II. Auf die Majella.

(2795 m.)

Von Dr. Alexander Rumpelt in Langenbrück.

Der zweithöchste Berg der Abruzzen, die Majella, zieht sich etwa zwanzig Kilometer in gerader Richtung von Süden nach Norden und fällt gegen Westen in steilen Abstürzen, gegen Osten mehr dachähnlich ab. Die Besteigung ist demnach von dieser Seite bequemer, aber länger. Ich wählte die kürzere, wenschon schwierigere von Campo di Giove aus, 1000 m hoch am Südwestabhang des Berges gelegen.

Das armselige Dorf ist nicht ganz „geschichtslos“. Wie schon der Name verrät, war Campus Iovis, „Jupitersfeld“, ein befestigtes Lager der Römer an einer der Straßen, die aus den Abruzzen nach Saunium hinüberführten. 1861 blühte in den Abruzzen für kurze Zeit das alte Räuberwesen wieder auf. Das vertriebene Königshaus, die herrlichen Bourbonen, warben ganze Haufen schlimmer Subjekte, besoldeten sie und schickten sie gegen die neue Regierung aus. Der Papst segnete und absolvierte sie im voraus, diese Räuberbanden, die „für Gott, den hl. Vater und Franz II.“ kämpften\*). Damals kamen 140 solcher Briganten ins Dorf, um es zu brandschatzen. Da trat, das geladene Gewehr in der Hand, eine junge Dame der Familie Ricciardi auf den Balkon ihres Hauses, nahm den Anführer aufs Korn und schoß ihn nieder. Der Erfolg war, daß die eingeschüchterten Bewohner gleichfalls zu den Waffen griffen, und die Briganten, durch den Tod ihres Oberhauptes entmutigt, alsbald das Weite suchten.

Ich kam mit dem Mittagszug von Roccaraso an und hatte das Glück, in der Schänke den einzigen Führer des Orts, Donato Palumbo

\*) Der Brigant Pasquale Forgione im Verhör vom 28. Februar 1863: „Wir kämpfen für den Glauben und haben den Segen des Papstes. Wer für die hl. Sache des Papstes und Franz II. kämpft, begeht keine Sünde.“ (Documenti parlamentari 1863. no. 58. B. S. 52.)

zu finden. Ein freundlicher, hochgewachsener Mann, obschon über fünfzig noch recht elastisch, mit offenem, etwas resigniertem Gesichtsausdruck und hoher, verständiger Stirn, kurz das Ideal des Abruzzesen: „forte e gentile“. Im Ausland, wo die Führer nicht jene ausgezeichnete Schule hinter sich haben wie in den deutschen Alpen, ist man leicht etwas mißtrauisch. Der Bergsteiger überliefert sich einem völlig Fremden mit Leib und Seele. Auch kann ein mürrischer oder unrüstiger Begleiter die schönste Tour von vornherein verderben. Hier nun war ich gut angekommen. Denn Donato kannte die Majella von Kindesbeinen an. Vor dreißig Jahren, erzählte er mir, hatte er bereits als junger Bursch einem Hauptmann, der da oben sein Zelt aufschlug und Vermessungen anstellte, wochenlang den Proviant hinaufgetragen. Gleichwohl holte er mir auf meinen Wunsch aus seinem Häuschen gegenüber sein Führerbuch. Ich las: „Tarif auf die Majella von Sulmona aus zehn Lire, der Führer ist verpflichtet, acht Kilo zu tragen. Seinen Unterhalt bestreitet der Tourist.“

Ich wunderte mich, daß er so wenig Zeugnisse aufzuweisen hatte, in jedem Jahr kaum eines.

„Die Majella wird wenig bestiegen. Der Weg ist etwas beschwerlich. Wollen Sie nicht ein Pferd mitnehmen?“

„Nein, ich gehe zu Fuß.“

„Dann müssen wir bei den Hirten übernachten; denn im Schutzhause ist nur das blanke Holz, kein Stroh, keine Decken.“

„Mir recht. Also macht euch fertig!“

Ich sah mich vor dem Abmarsch noch ein wenig im Ort um. In dem Marktbrunnen paddelten vergnügt zwei große, grane Gänse und erweckten heimatliche Gefühle. Die Seehöhe des Dorfes und seine prächtige Lage inmitten hoher Berge ließen es für eine Sommerfrische geeignet erscheinen, wenn nicht im Umkreis von einer Stunde jeglicher Wald fehlte und nicht auch die größeren Häuser den Eindruck des Verfalls, also ein menschenwürdiges Wohnen unmöglich machten.

Auf der Treppe des Häuschens meines Führers standen, als wir (2<sup>13</sup> nachmittags) auszogen, seine Frau, eine stattliche Bäuerin, zwei große und zwei kleine Mädchen und ein uraltes Weib, das spannte. Die Frau übergab ihm seinen Mantelsack. Alle grüßten und winkten uns nach, außer der bereits stumpfsinnigen Großmutter. Unser Begehren schien in der Tat ein außerordentliches Ereignis, obgleich der Herbst schon nahte, Donatos zweite Majellabesteigung in diesem Jahr!

Der Weg führte zuerst über Felder und Weiden, dann durch jungen Buchenwald, an dem Westabhang unter den Felsen der Tavola

rotonda hin. Wundervoll leuchtete der lasurblaue Himmel über den grauweißen Kalkschroffen.

Etwa in 1700 m Höhe hielten wir im Buchenschatten die erste Rast. Ein reicher Kranz der verschiedensten Bergformen säumte den Horizont gen Süden und Westen, vor allen Sirrente und Velino mit ihren zackigen Linien. Den Gran Sasso verdeckte der nahe Monte Morrone, der immer gewaltiger, beinahe erdrückend uns gegenüber zu wachsen schien. Leider gänzlich kahl.

Mein Führer berichtete mir von seiner Familie: fünfzehn Kinder! Wie sich herausstellte, zählte er aber dabei in Erinnerung an überstandene schwere Tage und Wochen, vielleicht auch aus einem sonderbaren Vaterstolz die Fehlgeburten mit. Von den fünfzehn lebten noch sechs, darunter zwei Söhne, beide in Amerika, vier Töchter zu Haus. Außerdem hatte er noch die Großmutter aus dem Jahre 1817 zu erhalten.

„Man sollte das Brot zwei Meter tief eingraben“, so schloß er seine Ausführungen. „Wer's ausgräbt, der hat's. Wer nicht, der mag hungern. Der Satte weiß nicht, was Hunger ist. Unser König ist zu sehr Edelmann (troppo gentilomo). Er duldet zuviel Unrecht. Es sollte manches anders sein.“

Wieder fand ich meine Erfahrung bestätigt, wie tief eingewurzelt der monarchische Sinn im Italiener ist. Nie habe ich selbst von eingefeischten Republikanern ein schlimmes Wort gegen den König gehört. Immer schimpft man nur auf die Minister und die Abgeordneten. Und sonderbar genug für unsere naive Anschauung: selbst der wildeste Schreier im Parlament findet es mit seinen Grundsätzen vereinbar, einen Orden des Königs, den er heimlich vom Thron stoßen möchte, zu tragen, und erhält ihn auch, wenn er die nötigen Fürsprecher hat.

Wir brachen auf, und alsbald erschien tief unter uns das Städtchen Pacentro mit seinen mittelalterlichen Türmen, ganz versteckt zwischen Felsen. Rechts vom Morrone reckte sich jetzt das Horn des Monte Corno empor und unfern davon der spitzgezackte Monte Camicia. Im Vordergrund blaute das reiche Hüggelland der Provinz Chieti. Wie köstlich frisch die Luft hier oben! Der „Boria“ (Nordwind) hielt an und versprach für morgen eine treffliche Fernsicht.

Zwei Männer begegneten uns, jeder mit zwei Pferden. Der eine führte in Säcken Schafdünger aus der Alm zu Tal, der andere, gleichfalls in Säcken verpackt, Schnee aus den Dolinen der Tavola rotonda. Die Majella versorgt damit die heiße Stadt Sulmona zu ihren Füßen vom April bis in den Oktober hinein.

Nachdem wir ein Dutzend uralter Buchen passiert, die Wind und Wetter zu den seltsamsten Gestalten ausgebogen hatten, kamen wir um fünf Uhr zur ersten Sennhütte, dem Stazio Fondo\*) di Majella, 1800 m hoch, in großartiger Lage. Gegen Osten ist sie im halben Bogen abgeschlossen durch die Felsen des Fondo di Majella, der andere Halbkreis des Horizonts liegt offen da — ein ganz alpines Bild. Da thront gerade uns gegenüber der massige, vielgipfelige Morrone, links davon streckt sich — ein großer, grüner Garten — das weite Tal von Sulmona, welches als breiter, gelber Streifen der Tratturo durchzieht, den ich schon von der Rotella wahrgenommen.

Eine kleine Rauchwolke bezeichnete den Bahnhof von Sulmona. Hinter der langen Linie des Monte Rotella bauten sich die Mauern der Montagna Grande (2208 m) auf. Weiter nach Norden überragten noch immer Velino und Sirrente mit ihren stolzen Formen das Heer der kleineren Berge, die aber auch meist ihre 2000 m, gut gezählt, aufweisen konnten. Neben dem Morrone rechts trat majestätisch die ganze Gran Sasso-Gruppe hervor. Tief unter uns ruhten, bereits von abendlichen Schatten durchsetzt, Pacentro und Campo di Giove. Wie ich es schon auf den Almen der Aremogna und der Chiarana (bei Roccaraso) beobachtet hatte, fehlte auch hier trotz der Höhe ein kleines Gärtchen nicht. Von Buchengestänge und Reisig umbegt, gediehen Kohl, Kraut, rote und weiße Rüben. Daneben lagen die Hürden.

Kühne Kalkschroffen, dolomitenähnlich vom Regen ausgewaschen, begrenzen hoch oben das Felsenamphitheater des Fondo di Majella. Die 500 Meter da hinauf geht es über eine steile Geröllhalde, mit Grasbüscheln, Wacholder, Disteln, Königskerzen bestanden, die durch die lange Dürre fast alle vertrocknet waren. Als wir die Höhe des Morrone erreicht hatten und alsbald selbstbewußt über ihn hinwegsahen, rasteten wir, um den Sonnenuntergang zu genießen. Unter einer langen, grauen Wolke begann der Himmel über dem Monte Velino weithin zu glühen, die Sonne verschwand hinter der Wolke. Dann aber trat die Feuerscheibe allmählich wieder hervor — wie ein Sonnenaufgang nach unten sah's aus. Wie altes Mattgold glänzte jene Himmelsecke eine ganze Zeit, während die tiefen Täler rings schon in Dunkel gehüllt waren. Das Gold ging in Orange über, die Berge, unter ihnen die kecke Pyramide des fernen Terminillo bei Leonessa, leuchteten veilchenblau, wie verklärt, und in diesem Meer von Licht sank die Sonne schwefelgelb hinter dem Monte Velino.

\*) Auf der Karte fälschlich: Fonte Stazio = Almhütte.

Weiter zur Forchetta, zum Joch bei den Dolomitfelsen! Nach etwa  $1\frac{1}{2}$  Stunden hatten wir auch die schlimmen 500 Meter mit einem Neigungswinkel von etwa  $35^\circ$  überwunden. Die Nacht brach herein. Da, als wir froh den müden Fuß auf das hier beginnende Hochplateau setzten, eine neue Überraschung! Während wir hinter uns die Welt in tiefem Dunkel ließen, stand plötzlich der Vollmond, eben aufgeglommen, über der einsamen Alm der *Femmina morta* vor uns. Und da schlugen auch schon die Hunde an, ein kleines Licht glänzte uns aus der nahen Hütte entgegen. Wir waren am Ziel, bei der „toten Frau“, der höchsten Sennhütte der Abruzzen, 2334 m ü. M.

Ich betrat die enge Hütte, die eine kleine Ampel, in ein Loch der Kalksteinwand mit dem Halter eingehakt, nur schwach erhellte. Ich zündete deshalb sogleich meine Kerze aus Roccaraso an und stellte sie auf einen Vorsprung der Mauer. So konnte ich das Innere einigermaßen erkennen.

Die Hütte ist an den Felsen angebaut. Vom Felsen aus sind im rechten Winkel zwei Mauern aus lose aufeinander gelegten, großen Kalksteinen aufgeführt, die dem Felsen gegenüberliegende dritte Wand ist höher und giebelförmig. Den First dieser Wand verbindet mit dem Felsen ein langer, gerader Tannenstamm, den in der Mitte ein oben gegabelter, unten in die Erde eingerammter Buchenstamm stützt. Von dem Tannenstamm senken sich nach den beiden Seitenmauern jüngere Buchenstämme, die in den Mauern verankert sind. Sie tragen das Dach: dürres Buchenreisig mit den Blättern und darüber Erdschollen. Oben ist ein Loch, wodurch der Rauch abzieht, der übrigens seinen Weg auch durch die niedrige Tür findet. Um die tausend Schafe jederzeit überwachen zu können, steht die Tür immer offen, sie wird nur bei schwerem Unwetter durch ein vorgestecktes Flechtwerk geschlossen. Fenster gibt's nicht. Den Herd bildet eine mit Steinen ausgelegte, viereckige Vertiefung in der Mitte der Hütte. Daneben steht ein starker Pfahl mit Querholz. Er dient zum Anhängen der eisernen Gefäße, in denen über dem Herd *Panecotto* für die Hirten und Kleienmus für die Hunde gekocht wird. Denn hier gibt es kein Gärtchen mehr, das mit seinen Gemüsen ein wenig Abwechslung in das Menü brächte. Mittags und abends ist die ständige Nahrung, wenigstens von September an, Brotsuppe — d. h. große Brotstücke, in Wasser gekocht, mit Salz und ganz wenig Öl gewürzt.

Als der eine Hirt neben mir sitzend dieses anspruchslose Gericht einnahm und unter lautem Schmatzen mit den Fingern gierig die Brotstücke aus seiner Suppe fischte, bot ich ihm ein Stück Käse dazu aus meinem Rucksack an. Grinsend übers ganze Gesicht packte er den



Leckerbissen. Er war eben als letzter gekommen und durfte sich götlich tun, während zwei andere Hirten das letzte Geschäft des Tages besorgten, nämlich die Tiere in die Hürden einließen. Der eine trieb sie, der andere stand am Eingang und sah, ob sie richtig durchs Tor gingen. Es war ein geisterhafter Anblick, wie die vielen hundert Schafe in der Bergeinsamkeit, vom Mond beschienen, die großen Hürden altnählich füllten und dann darin lautlos standen, wie aus Erz gegossen. Als ich eine Stunde später aus der Hütte trat, lagen sie alle dichtgedrängt, wiederkauend nebeneinander. Die wachsamen Hunde umkreisten außen die drei Verhaue beständig, wie patrouillierende Polizisten und prüften von Zeit zu Zeit, ob sich jedes Schaf ordnungsgemäß verhalte.

Beim knisternden Wacholderfeuer saßen wir dann mit den Hirten zusammen. Ungeschlachte Gesellen, ungeheuer plump in ihren geschnürten Ziegenledersandalen, ihren lose umgehängten Schaffellspenzern. Aber gutmütige Gesichter. Ein etwas dumppfiffiger, dicker Kerl war dabei — ein echter Sancho Pansa —, der soweit dialektfrei sprach, daß ich ihn verstehen konnte. Ich erfuhr von ihm — zu meinem Bedauern —, daß ich weder Schafmilch noch Schafkäse bekommen könne, da die Schafe vom 1. September an nicht mehr gemolken würden. Die Tiere seien trächtig und die Milch nicht bekömmlich. „Was, alle tausend?“ „Ja, so ziemlich.“ „Und wann werden sie werfen, noch hier oben?“ Der Hirt lächelte ein wenig über meine Unwissenheit: „Nein, im Oktober und November.“ „Also nach ihrem langen Marsch?“ „Ja, in Apulien. In Foggia ist dann große Viehmesse. Da werden die Männlein an die Schlächter verkauft, nur die stärksten und schönsten behält man zur Zucht. Die Weiblein dürfen leben.“

„Und was macht Ihr mit Eueren Weiblein? Nehmt Ihr sie auch mit nach Apulien?“

„Nein.“

„Also müßt Ihr vom Oktober bis Juni getrennt hausen? Wie kann man acht Monate ohne Frau leben?“

Mit einem mir unvergeßlichen halb lustigen, halb spitzbübischen Blinzeln kicherte er: „Man hat eben hier eine und dort eine. Eine Richtige und eine —“

„Lassen sich das die richtigen Frauen gefallen?“

„Si arranciano“ (sie geben sich darein).

Aber selbst in den kurzen vier Sommermonaten ist das Familienleben der Hirten ein gestörtes. Von den vier Hirten der Femmina morta bleiben drei je neun Tage oben, der vierte hat drei Tage Ur-

laub, den er bei Frau und Kindern in Campo di Giove zubringt. Kehrt er zurück, so geht der nächste, an dem die Reihe ist, auf drei Tage hinunter und so fort. Die Trennung von der Familie wird dadurch etwas gemildert, daß der Sohn des Hirten, wenn er acht Jahre erreicht hat, bereits dem Vater auf die Alm folgt, um ihm zu helfen und so dessen Beruf zu lernen, ihn auch wohl schon nach Apulien begleitet.

Mein Führer war der Vetter von einem der Hirten, und da ich mir überdies ihre Gunst im voraus durch Spenden von Tabak und Zigarren zu sichern wußte, hatten sie nichts dagegen, daß wir, statt alsbald zu der unwirtlichen Schutzhütte weiterzuwandern, bei ihnen zur Nacht blieben, ohnehin nur für wenige Stunden. Sie räumten Donato und mir die obere der beiden Schlafstellen — breite Kojen aus Holzstämmen — ein und beschränkten sich auf die untere. Ich stieg auf einen Schemel und schwang mich hinauf. Rechts von mir war der blanke Felsen, über mir das Dach von Buchenlaub und Erde. Ich lag auf Ziegen- und Schaffellen ganz weich. Die Hirtenjacke, die ich als Kopfkissen erhielt, drückte mich allerdings mit ihren Metallknöpfen etwas, schließlich wußte ich sie aber im Mondlicht, das zur offenen Tür hereinfiel, so zu wenden, daß ich nach etwa einer Stunde, als das Plaudern und Lachen der Hirten unter mir verstummte, in tiefen Schlaf sank.

Um ein Uhr bereits weckte mich mein Führer. Schweigend gingen wir hintereinander durch das einsame Hochtal, das zwischen dem Hauptgrat und dem Colle della Femmina morta in eineinhalb Stunden zum Lago di Majella führt, einer tiefen, runden Einsenkung unter dem Gipfel. Links beleuchtete der Mond unseren Pfad, rechts stieg um zwei Uhr der Orion in seiner ganzen Pracht empor. In den Lago ergießen den ganzen Frühling hindurch die angrenzenden Höhen ihr Schmelzwasser, und da es keinen Abfluß findet, so steht hier in der Tat bis in den Sommer hinein ein kleiner See. Endlich verdunstet das Wasser oder sickert in den Boden. Jetzt war infolge der langen Trockenheit auch an den tiefsten Alluvialstellen nichts von Feuchtigkeit wahrzunehmen. Riedgräser und Moose bemerkte ich, von Blumen nur die Cichorie. Doch hedürfen die Schafe — andere Tiere werden auf der Alm zur toten Frau nicht gehalten — kaum dieses sichtbaren Pflanzenwuchses. „Sie kratzen,“ sagte Donato, „sich Wurzeln aus dem Boden und werden dick davon. Wasser brauchen sie monatelang nicht, aber Salz, viel Salz.“

Kurz nach drei Uhr konnte mein Führer — dreißig Schritt unter dem Gipfel — seinen riesigen Schlüssel im Schloß der Schutzhütte

umdrehen, und wir traten ein. Eisig piff der Wind draußen. Kalt war's auch drinnen. Ich zündete meine Kerze an und setzte sie auf eine leere Schnapsflasche. Zum Glück fanden wir etwas Wacholderholz. Damit entfachten wir bald in dem kleinen eisernen Ofen ein lustiges Feuer, das wir bis Sonnenaufgang unterhielten. Während draußen der Wind heulte, vertiefte ich mich einstweilen in das Fremdenbuch.

Danach war die Hütte am 15. Juli 1890 von der Sektion Rom eingeweiht im Beisein von etwa sechzig Mitgliedern. Das war ein Ehrentag der Majella. Leider waltete ein trüber Unstern über der Hütte. Bereits auf der vierten Seite liest man: Am 23. August 1890 kam Salvatore P. auf den Gipfel und fand die Tür des Schutzhauses von Bösewichten (Malfattori) erbrochen. Es war vollständig ausgeraubt worden, alle tragbaren Geräte, Werkzeuge, Decken usw. verschwunden. Ein zweiter Einbruch erfolgte dann im August 1893.

Die Majella wird in der Tat sehr wenig bestiegen. Oft fehlte mehrere Monate (d. h. die drei Sommermonate Juli—September) hindurch jeder Eintrag. Von deutschen Besuchern fand ich nur vier, darunter den Geographieprofessor Hassert aus Tübingen (25. August 1890). Ich war also der fünfte binnen dreizehn Jahren!

Die Hütte ist in traurigem Zustand. Unter den wenigen Küchengeräten nimmt die erste Stelle ein kolossaler Makkaronitopf ein — wir sind noch im Neapolitanischen! — und ein Reibeisen für den Käse. Ein großer Tisch mit Bänken und Hitschen bildet das einzige Mobiliar. Im Fremdenbuch liest man viele Klagen über den Rauch, den das unpraktisch angebrachte Ofenrohr bei Wind verursacht — auch uns biß der Qualm gehörig in die Augen — und über das „Favolaccio“, die lange, harte Holzbank. Wer hier übernachten will, muß eine ganze Aussteuer an Decken, Stroh, Heu mitbringen. Auf dem Heu schläft man erst, am Morgen bekommen es dann die Pferde zu fressen, die in einem kleinen angrenzenden Stall untergebracht werden.

Immerhin ist das vorhandene besser als nichts, und man kann es dem italienischen Alpenklub nicht verdenken, wenn er nach jenen traurigen Erfahrungen nichts mehr für die Unterkunft auf diesem Berge tun will.

Um vier Uhr sank der Mond, der uns so brav heraufgeleuchtet hatte, hinab hinter der öden, welligen Gipfelloandschaft im Westen, und auch Sirius und Orion erleuchteten über der apulischen Ebene. Aber der kalte Wind trieb uns wieder in die Hütte zurück. Donato, nachdem er die letzten Wacholderzweige in den Ofen geschoben,

hielt sitzend ein kleines Schläfchen. Ich aber nahm die Karte vor und las noch einmal meine Notizen aus einem italienischen geographischen Werk über die Majella nach. Danach konnte man vom Monte Amaro — so heißt die höchste Spitze — bei gutem Wetter sehen: die Adria von Ancona bis zum Gárgano, die Küste von Dalmatien, die Capitanata mit ihrer Hauptstadt Foggia, die kampanische Ebene mit dem Vesuv, die römische Kampagna mit der Kuppel von S. Pietro, außerdem fünf größere Städte: Aquila, Sulmona, Chieti, Lanciano und Vasto. Ich war also außerordentlich gespannt.

Als ich jedoch gegen fünf Uhr von neuem, dem Wind trotzend, den Gipfel betrat, grüßten mich im Widerschein der Morgenröte in der Nähe zwar alle die wohlbekanntesten Abruzzenberge — triumphierend tauchten zuerst die wilden Ketten, die den Kessel von Sulmona einschließen, aus dem nächtlichen Dunkel auf —, aber schon um die nahe Gran Sasso-Gruppe lagerten böse Wolken und über dem Adriatischen Meer wogte ein zweites Meer von Nebeln.

Unbegreiflich! Freilich waren am Abend zuvor schon dicke Schwaden von Nordost vor dem Morrone durch das Tal von Carraù-nico heraufgezogen, und in dem Valle della Femmina morta, wo sonst fast immer wilde Stürme tobten, war es verdächtig still gewesen. Aber der Nordwind? Hatte sich in den letzten heißen Wochen über dem Meer allzu viel Feuchtigkeit angesammelt, die nun der Nordost herüber trieb? Oder herrschte der nördliche Wind nur in den oberen Regionen, etwa bis 1500 m herab, während unten der Gegenwind, der Libeccio aus Afrika, das Regiment hatte? So schien es. Aber das widersprach den elementarsten Sätzen der Meteorologie, wonach immer der leichtere Äquatorialstrom oben, der schwerere Polarstrom unten zieht. Im Westen und Süden war noch alles rein. Ich erkläre mir das Rätsel so: auf dem Meer im Osten hatte der obere Passat über den unteren die Herrschaft gewonnen, zu Lande, im Westen und Süden noch nicht, oder wenigstens ging der Äquatorialstrom da noch so hoch, daß er die tief unter ihm liegenden Erdstriche dem Polarstrom und damit unseren Blicken freiließ.

Kurz, ich machte hier, wie auch später bei meiner Gran Sasso-tour, die Erfahrung, daß der Herbst, der uns in den Alpen am sichersten schönes Wetter und weite Fernsichten beschert, für Besteigungen in den Abruzzen weniger geeignet ist als die eigentlichen Sommermonate Juli und August.

Immerhin waren es herrliche Augenblicke, als die Sonne mit ähnlicher Pracht, wie sie uns gestern verlassen hatte, am anderen Himmelsende aus dem wellenden Nebelmeer sich emporrang. Und

wenn ich auch selbst durchs Glas weder die dalmatinische Küste, noch die Kuppel der Peterskirche zu erkennen vermochte, so tröstete mich darüber die Nahsicht in dieses Gewirr von wildzerrissenen Kämmen und blühenden Tälern, besonders der Blick auf die nördlich dem Monte Amaro vorgelagerte Majelletta. Das öde Felsental Cannello mit zahlreichen großen Dolinen trennte ihre vielzackigen Gipfel von unserm nur wenige Meter höheren Standpunkt.

Den Rückweg nahmen wir südlich vom „Lago“ über den Colle di Femmina morta. Alle Blumen waren auf dem öden Kalkgestein verdorrt, nur ein paar Edelweiß, wiewohl spärlich und dürrig, konnte ich pflücken. Wir passierten eine wenig bedeutende Höhle (Grotta Canosa) und einen steinernen Ringwall. Mein Führer betrachtete ihn nachdenklich und erzählte mir dann: „In diesen Mauern hatte der „Capitano“ vor 32 Jahren (im Sommer 1872) sein Zelt befestigt, als er hier mit fünf Soldaten seine Messungen anstellte und seine Karte zeichnete. 45 Tage ist er hier gewesen, dann siedelte er um und spannte sein Zelt für einige Wochen auf dem Gipfel auf. Ich brachte ihm jeden Tag aus dem Tal, was er brauchte. O, er hatte mich so lieb, der gute Hauptmann (mi voleva tanto bene, il bravo capitano)“.

Es gehört schon Passion dazu, Monate fern von aller Kultur, beinahe 2800 m hoch zu hausen, Regen, Sturm und Sonnenbrand unbarmherzig überliefert. Die Frucht der Ausdauer des „braven Kapitäns“ in dieser Kalksteinöde genießen wir sybaritischen Bergsteiger jetzt noch nach mehr denn dreißig Jahren in den vorzüglichen Generalstabskarten, die hier oben in der Bergeinsamkeit damals entstanden sind.

Um neun Uhr morgens zogen wir wieder instazio der vier Hirten ein. Hier pflog ich zwischen Buchenlaub und Schaffellen ein wenig der Ruhe. Die Fülle der Eindrücke, die an mir seit gestern mittag vorübergezogen waren und mich noch erregten — Bergfieber möchte ich's nennen — ließ mich keinen Schlaf finden. So betrachtete ich von meinem Balkenlager noch einmal die armselige Hütte, in der vier Menschen wohnten. In der langen Folge menschlicher Behausungen nahm sie eine sehr niedere Stufe ein, war wirklich von der Tonne des Diogenes nicht allzuweit entfernt. Und doch hatten die rauhen, anspruchslosen Gesellen alles, was sie brauchten. In die mörtellosen Mauern waren überall kurze Stöcke eingefügt, woran Kleidungsstücke, Melkgefäße, Rucksäcke, Körbe hingen. Den Sonntagsstaat, wohl auch ihre kleine Kasse, hielt eine Truhe verwahrt, die zugleich als Sitz diente. Endlich blieb mein Blick auf einem

Pulverhorn haften mit Metallverschluß an grünem Band, wie es im 18. Jahrhundert gebräuchlich war. Eine ganz altmodische Flinte, die in einer Ecke lehnte, hätte ich gleichfalls eher in einem Armeemuseum gesucht als hier. „Gehen die Hirten auch auf die Jagd, wohl auf die Adlerjagd?“ Sancho Pansas Ebenbild belehrte mich zunächst, das Horn entbalte kein Pulver, sondern Öl für ihre Brotsuppe. „Und wozu braucht Ihr die Flinte?“ „Gegen die Wölfe.“ „Des Nachts?“ „O, die kommen auch am Tage.“ Ich bat ihn, mir die Schießvorrichtung dieses altertümlichen Mordgewehres zu zeigen. Der Dicke schloß die Truhe auf, nahm einen Lederbeutel heraus und öffnete ihn, alles sehr bedachtsam. „Sehen Sie, hier haben wir das Pulver.“ Er schüttete davon ein wenig in den Lauf, stieß mit dem Ladestock einen Pfropfen Watte hinein, ließ ein Stück gehacktes Blei hineinfallen und scbob vorsichtig einen zweiten Wattedropfen hinein. Dann spannte er den Hahn und setzte ein Zündbüchchen auf den Stecher. „Wollen Sie mal schießen?“ „Um Gottes willen. Lieber lasse ich mich vom Wolf in die Waden beißen!“ Lächelnd nahm der Hirt das Zündhütchen ab und stellte seinen Vorderlader wieder in die Ecke.

In der Hürde draußen wurden drei Pferde mit trockenem Schafdünger (abruzzesisch: *fuméro-concime*) beladen, den man zusammenkehrte und dann in Säcke schaufelte. Der einzige Nutzen, den die tausend Schafe für den Rest ihres Sommeraufenthaltes dem Besitzer — im buchstäblichen Sinne des Wortes — abwerfen. Ich bemerkte einen großen eisernen Kübel, worin noch bis vor wenigen Tagen der Käse „gekocht“ worden war. Die Pferde hatten Brot, Holz und Wasser heraufgebracht.

Das kleine Trinkgeld, das ich diesen einfachen biederen Naturmenschen für ihre Gastfreundschaft bot, nahmen sie nur nach langem Zureden, erst als ich ihnen klar machte, daß sie dafür Pulver und Tabak kaufen könnten. Sancho Pansa drückte mir zum Dank zähnefletschend mit seiner Bärenatze nochmals die Hand so kräftig, als wollte er sein stärkstes Schaf melken.

Um elf Uhr brach ich mit Donato in südlicher Richtung nach der Tavola rotonda (2400 m) auf. Wir gingen nun den ganzen Danun ab bis zum Paßweg, der vom Campe di Giove ins Aventino-Tal hinüberführt und die Majella von dem Monte Porrara (2136 m) trennt. Vom Monte Porrara auf unserer Karte wußte Donato nichts, er nannte ihn Paradino.

Eine lange Wanderung, aber trotz der Septemberrmittagshitze in dieser luftigen Höhe nicht zu heiß und verschönt durch beständige

Ausblicke zuerst nach Norden in die weite Ebene von Sulmona, dann nach Osten und Süden ins Gebiet der alten Frentaner und in das samnitische Bergland. Wie romantisch diese alten Felsenstädtehen: Torricella Peligna, Montenero rotondo, Capracotta, wie mannigfaltig die Gruppierung von Berg und Tal, Wald und Weide! Tief zu Füßen noch das alles, auch die 1883 m hohe Secinegruppe mit ihren vielgestaltigen, aus grünen Buchenforsten und Matten herauswachsenden Kalkklippen — ein kleiner fränkischer Jura.

Einen geologisch wichtigen Punkt passierten wir, bald nachdem wir den einsamen Rundkessel der Alm zur toten Frau hinter uns hatten: La Sfischia (abruzzesisch = taglio naturale), die „Spalte“. Einem Botaniker oder Geologen, der traumverloren auf dieser Hochfläche herumwandeln wollte, könnte es leicht widerfahren, daß er plötzlich fünfzehn Meter tief in diese Kluft fällt. In der Tat ist der  $1\frac{1}{2}$  bis 3 m breite Spalt schwer zu bemerken, erst in einer Entfernung von etwa fünf Schritten, da die beiden Teile, die wohl ein Erdbeben auseinandergerissen hat, in senkrechten Wänden gegenüberstehen, die Höhe der Oberfläche aber ganz die gleiche geblieben ist. Wie künstlich eingeschnitten. So erinnerte mich diese Naturerscheinung ein wenig an die Gräben der altgriechischen Festung Euryelos bei Syrakus. Ich stieg hinab und fand noch eine Menge Ewigschnee im Grund, daneben aus den Felsen herausblühend eine kleine, weiße Labiate mit filigranfeinen Blättchen, die hier in beständiger Kühle beinahe ohne alle Sonne gedieh.

Bald unter dem oben erwähnten Paß, dem Vado di Coccia (1650 m), tritt man in einen alten, schönen Buchenwald ein. Noch 200 Meter abwärts, da zwingt uns die Madonna abbandonata zu kurzer, letzter Rast. Die „verlassene Madonna“ ist die Ruine einer Eremitenwohnung. Aus dem Fußboden der Zelle ist ein jetzt wohl schon vierzig Jahre zählender Buchenstamm herausgewachsen. Auch in der anstoßenden Kapelle hat sich ein junger Baum angesiedelt und reckt seine Blätter durch das offene Dach. Nur das schöne Portal und die vier Mauern der Kapelle ragen noch. Von der Rückwand, da wo einst der Altar stand, schaut das nicht unedle Bild einer Mutter Gottes nieder, die ihr nacktes Kind zärtlich im Arm hält. Der Stuck hat Schnee, Regen und Wind über ein Menschenalter merkwürdig gut widerstanden. Durch das schwankende Gezweig glänzten in herbstlicher Klarheit die nördlichen Berge herüber. Über uns, ganz nahe drohte der wilde Nordabsturz des Porrara. Die schöne Einsamkeit dieser Waldkapelle 1450 m hoch über dem Getriebe der mühebeladenen Menschen, wahrlich, ein erlesenes Fleckchen für den, der mit der

Welt abgeschlossen hat und nur noch seine Bußglocke morgens und abends läuten will!

Als wir aus dem Wald traten und nun wie der Esel, wenn's zum Stall geht, mit schnelleren Schritten dem Dörfchen zustrebten, klang aus dem Talgrund Herdenläuten herauf. Donato hielt an und lauschte: „Ich glaube, das sind meine Kühe“. Ich lauschte mit und betrachtete dabei den zufriedenen, fast zärtlichen Zug im Gesicht meines Führers. „Ja, ja, es sind meine“, wiederholte er mit leuchtenden Augen. „Wieviel Vieh habt Ihr denn?“ „Nur wenig, zwei Kühe und ein Kalb.“ Freilich wenig für einen, der den Höhepunkt seiner Kraft hinter sich hat und dem täglich sechs Weiber um die Schüssel hocken.

Eine Stunde später saß ich in der Schänke von Campodi Giove mit Donato Palumbo beim Abschiedstrunk. Da kam ganz verstoßen eine reizende, etwa dreijährige Blondine hereingeschlüpft mit großen, rehbraunen Augen. Sie zupfte Donato am Ärmel und wies auf den vor ihm stehenden Wein. Er hielt ihr das Glas an den Mund, und sie schlürfte behaglich die ihr so selten gewährte Gabe. „Eure Tochter?“ „La quindicesima“, antwortete Donato mit Nachdruck, indem er den Kopf in die Höhe warf. „Die Fünfzehnte!“ Ich freute mich aufrichtig des lieblichen, munteren Kindes, dachte im stillen aber doch: Wie gut, daß er die Fehlgeburten mitzählt...

Und dann schlüpfte sie ebenso verstoßen hinaus. Wie ein Sonnenstrahl, der kommt und wieder verschwindet.

